

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Postgebühren.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlauf.

Anzerate werden die 5 gespaltene Zeilzeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsanzeigen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Anzerate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Anzerate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Morgen Jubiläum der Februar-Revolution.

„Kompensationspolitik.“

* Leipzig, 21. Februar.

Der Kandidat des 3. Berliner Reichstagswahlkreises, Rechtsanwalt Wolfgang Heine-Berlin verspricht unter dem Datum des 18. Februar ein umfangreiches Rundschreiben, das wie folgt eingeleitet wird:

Da die Antwort, die ich auf gewisse Anfragen in der Versammlung des dritten Reichstagswahlkreises vom 10. Februar gab, vielfach und nicht immer ohne Mißverständnisse erörtert worden ist, erlaube ich mir, Ihnen den Wortlaut des wesentlichen Teils meiner Ausführungen mitzutheilen.

Heine hat die Authentizität des vom Vorwärts am 12. Februar veröffentlichten Versammlungsberichtes, der Grundlage der Erörterungen, nicht bestritten, er hat keine Richtigstellung unternommen. Auch sein Rundschreiben bestätigt den Vorwärts-Bericht, nur daß der nachträglich, acht Tage nach der Rede, gelieferte „Wortlaut des wesentlichen Teils meiner Ausführungen“ etwas weiter und breiter gefaßt ist. Jedemoch der Kern ist derselbe, die „Kompensationspolitik“ ist das A und O der Heineschen Rundgebung, für die auch in ihrer „Wortlaut“-Fassung noch die von uns am 14. Februar geübte Kritik in Geltung bleibt.

Heine sagt über die Militärfrage:
Ich bin ein Gegner der Flottenvorlage, ich messe der überseeischen Ausdehnung überhaupt nicht die segensreiche Bedeutung bei, die man ihr vielfach zuschreibt. Aber ich bitte, die Frage, abgesehen von diesem besonderen Falle, allgemein erörtern zu dürfen. Und da ist es zweifellos: wer von vornherein erklärt, einer Anforderung des Gegners gegenüber, immer und unter allen Umständen bloß nein sagen zu wollen, der versteht damit gerade so gut auf das in seiner Bewilligung liegende „Kompensationsobjekt“, wie der, der sofort ja sagt. Damit giebt er ein höchst wirksames Mittel im Kampfe um die politische Macht aus der Hand, und deshalb muß er sich in jedem einzelnen Falle fragen, ob und weshalb er das thun darf und soll.

Es giebt Genossen, die schon eine solche Erwägung, namentlich bei Militärforderungen, als „Opportunismus“ ablehnen und vor der bekannten schiefen Ebene warnen. Es ist nicht wunderbar, daß man mit solchen Schlagworten leicht einen großen Eindruck hervorbringt, denn es giebt, wie wir bei den Freisinnigen und Nationalliberalen gesehen haben, eine zweifelhafte schwächliche Politik des Verrats und des Prinzipienloschens, die man gewöhnlich als „Opportunismus“ bezeichnet. So leicht darf man sich aber die Entscheidung der Frage nicht machen, man muß vielmehr in jedem einzelnen Falle prüfen, ob man be-

rechtigt ist, eine politische, namentlich eine militärische Bewilligung als politisches Kampfmittel zu verwenden, ohne in einen verwerflichen Opportunismus zu verfallen.

Nur einige allgemeine Grundsätze kann man hierüber aufstellen: Unnötige Militärforderungen muß man überhaupt und immer ablehnen, nicht deshalb, weil es Militärforderungen sind, sondern weil sie eine Verschleuderung von Staatsgeldern bedeuten. Ebenso darf man nichts bewilligen, was unseren Zielen, der Fortbildung des heutigen Armeesystems zur Volksbewaffnung und zur Wehr, entgegenwirken würde. Das würde z. B. von einer Erhöhung der Dienstbauer oder von der Anwerbung von Soldtruppen gelten.

Daneben aber giebt es militärische Aufwendungen, die an sich zur Verteidigung der Nation notwendig sind und unseren Idealen und Grundsätzen indifferent (gleichgültig) gegenüberstehen. Dazu würden z. B. die neuen Geschütze gehören. Schon Genosse Bebel hat treffend die Analogie hervorgehoben, die zwischen einer Verbesserung der Kost der Soldaten und einer Verbesserung ihrer Schutz- und Angriffswaffen besteht.

Solche Militärforderungen können nach meiner Meinung auch der Sozialdemokrat bewilligen, wenn er genügende Gegenleistungen erhält, wenn wertvolle Volksfreiheiten dafür gewährt würden.

Die ganze Macht, die das Volk durch seine Vertreter im Reichstage ausüben kann, beruht auf dieser Ausnutzung des Bewilligungsrechtes. Man verfährt so auf allen politischen Gebieten, ich möchte nicht, weshalb man es bei Militärforderungen nicht thun sollte.

Soll also ein Tauschhandel von Fall zu Fall, soll die Taktik der Kaufgeschäfte zwischen Parlamentsfraktion und Regierung ein „Kampfmittel“ der politisch organisierten, klassenbewußten Arbeiterschaft werden?

„Namentlich eine militärische Forderung“ soll nach Heine „in jedem einzelnen Falle“ darauf „geprüft“ werden, „ob man berechtigt ist, sie als politisches Kampfmittel zu verwenden“.

Exemplifizieren wir! „Militärische Forderungen“ sind in ihren Einzelteilen und ihrer Gesamtheit der Militär- und der Marine-Stat, die in 1897/98 mit 788 Millionen angelegt sind. „Militärische Forderungen“ sind Heeresvorlagen, wie die von 1898 (70000 Mann mehr, 549000000 Mark fortdauernde Mehrausgaben, einmalige Ausgaben 594000000 Mk.), sind ferner Flottengesetzentwürfe wie der von 1898 mit einer Forderung von 997 Millionen Mark und einer gefährlichen Bindung des Etatsrechtes.

Warum denn nicht gleich, so könnte Einer fragen, das ganze Budget mit seiner auf den Militarismus zugeschnittenen, die Volksmasse auspumpenden Finanz- und Steuerwirtschaft glatt in Kauf und Bogen bewilligen?

Kennt Heine irgend eine von der deutschen Reichsregierung gestellte „militärische Forderung“, die nicht in dem Brusttone der Ueberzeugung als in jedem Betrachte „not-

wendig“ bezeichnet und „begründet“ worden wäre? Und eine „Forderung“ tritt bei dem jähen Wechsel der Stimmungen und Meinungen in hohen Kreisen über die sich reichend schnell entwickelnde Kriegs- und Waffentechnik der anderen auf die Fersen.

Kennt Heine irgend eine Militär- oder Marinevorlage, die nicht durch Motive, durch Denkschriften, durch „vertrauliche“ Mitteilungen der „Sachverständigen“, durch Kanzlerreden das „Nötige“, das „Notwendige“ und nur das „Notwendige“ heischt?

Will der politizistisch-junkerlich-großkapitalistische Klassenstaat der Stumm und Mantuffel, der Hansemann und Posadowsky den kulturwidrigen Militarismus und Marinismus stärken und befestigen, so handelt es sich immer und allerwegen um die „Verteidigung der Nation“.

Mit diesem „Schlagworte“ operiert der preussisch-deutsche Militärstaat, der den Arbeitertrug etabliert und nicht bloß für weltpolitische Unternehmen und zum Schutze der Grenzen, nicht bloß als unerschöpflicher Futterplatz für die auf Staatsversorgung angewiesene Junkerschaft, sondern auch zur Niederhaltung des „inneren Feindes“ das stehende Heer drückt und mit den Steuergroschen der breiten Volksmasse unterhält.

Wie kann man unter solchen Umständen von „militärischen Forderungen“ reden, die „unseren Idealen und Grundsätzen indifferent“ (belang- und bedeutungslos) gegenüberstehen? Haben etwa die „neuen Geschütze“ den „Idealen und Grundsätzen“ der Berliner Arbeiter am 18. März 1848 „indifferent gegenübergestanden“?

Auch auf den allerneuesten deutschen Kanonen liest man die Umschrift: Ultima ratio regum, der Könige letztes Beweisstück.

Beiläufig! Irgend ein Anhänger des Militarismus könnte einwerfen: „In Heines Rede ist von „notwendigen Militärforderungen“ zu lesen. Ist es nicht die oberste Pflicht, das was man für „notwendig zur Verteidigung der Nation“ hält, auch zu bewilligen, ohne erst auf einem Entgelt zu bestehen? Wer die nationale Notwendigkeit einer Maßregel erkennt, darf doch nicht schachern wollen, er muß, wie es im kanonischen Rechte heißt, dahingeben, ohne einen Nutzen daraus zu erhoffen.“

Je näher man dieser „Kompensationspolitik“, die nach dem Marktpreise kalkuliert, auf den Leib rückt, um so bedenklicher erscheint sie.

Unbestreitbar ist die allgemeine Wehrpflicht eine politische Notwendigkeit, gerade für ein freies Volk, das zu Schutz und Trutz gerüstet sein muß. Aber nicht in dem starren

Seuilleton.

28] Raubdruck verboten.

Zwei Brüder.

Von Guy de Maupassant.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Emmy Becker.

Frau Rosemilly war geschickt und listig, ihre Hand war ruhig und leicht und der Jägerinstinkt fehlte nicht. Weinade mit jedem Eintauschen des Reges brachte sie ein paar Tierchen zum Vorschein, die sich von der wohlberchneten Langsamkeit ihrer Bewegungen hatten täuschen lassen.

Hans bekam gar nichts, aber er lief ihr auf Schritt und Tritt nach, beugte sich über sie und bat, sich über seine Ungeschicklichkeit tief betrübt anstellend, in die Lehre genommen zu werden.

„D, zeigen Sie mir, wie Sie es machen!“ bat er. „Zeigen Sie mir’s!“

Die dunkeln Gräser, die den Grund erfüllten, machten die helle Wasserfläche zu einem besonders brauchbaren Spiegel, der ihre beiden Gesichter aneinander gelehnt, ineinander verschwimmend, deutlich wiedergab, und Hans lächelte dem Bild zu, das ihm aus dem Wasser entgegenstrahlte und warf dem Köpfechen seiner Nachbarin leichte Kuschhände zu, die auf das Spiegelbild zu fallen schienen.

„Wie langweilig und abgeschmackt,“ bemerkte die junge Frau. „Merken Sie sich doch, mein Vetter, daß man sich nie mit zwei Dingen zu gleicher Zeit beschäftigen soll.“

„Ich beschäftige mich auch nur mit einem: Ich liebe Sie!“ Sie richtete sich auf und sprach ernsthaft: „Was machen

Sie denn seit einer Viertelstunde für Geschichten? Haben Sie ganz den Kopf verloren?“

„Nein, ich bin noch in meinem Besitze und habe nichts verloren, sondern nur den Mut gesunden, Ihnen endlich zu sagen, daß ich Sie liebe.“

Sie standen beide aufrecht in dem salzigen Gewässer, das ihnen hoch über die Knöchel ging, und die tropfnassen Hände auf die Stiele der Rege gestützt, blickten sie einander in die Augen.

„Das war sehr unvernünftig, mir gerade jetzt davon zu sprechen,“ sagte sie in scherzhaft gereiztem Ton. „Hätten Sie das nicht ein andermal thun können, statt mich heute um das Krebsvergönnen zu bringen?“

„Verzeihen Sie mir,“ flüsterte er, „aber ich konnte nicht länger schweigen. Ich liebe Sie längst, heute haben Sie mich bezaubert, mich um meine fünf Sinne gebracht.“

Sie schien nun gewillt, sich in ihr Schicksal zu ergeben, gute Miene zum bösen Spitel zu machen und, wenn es nicht anders sein konnte, auf ihr Vergönnen zu verzichten, um von Geschäften zu sprechen.

„Wir wollen uns auf den Felsen setzen,“ sagte sie, „da plaudert sich’s besser.“

Sie kletterte hinauf, was nicht ohne Mühe war, und als sie oben im hellen Sonnenschein mit baumelnden Weinen nebeneinander saßen, fuhr sie fort: „Mein lieber Freund, Sie sind kein Kind mehr, und ich kein junges Mädchen. Wir wissen, um was es sich handelt, und wir sind im Stande, die Tragweite unserer Handlungen zu ermessen. Wenn Sie sich heute entschließen, mir Ihre Liebe zu gestehen, so nehme ich als selbstverständlich an, daß Sie mich heiraten wollen.“

Die kühle und klare Darlegung des Sachverhalts war

nun eben nicht, was er erwartet, und ziemlich gimpelhaft erwiderte er: „Allerdings.“

„Haben Sie mit Ihrem Vater und Ihrer Mutter darüber gesprochen?“

„Nein, ich wollte zuerst Ihre Antwort haben.“

„Und die lautet: Ja!“ sagte sie, ihm die noch feuchte Hand hinstreckend, die er mit Ungefühl ergriff. „Ich glaube, daß Sie ein guter, ehrlicher Mensch sind. Aber lassen Sie nicht außer Auge, daß ich nichts thun möchte, was Ihren Eltern unlieb sein könnte.“

„Ach! Glauben Sie denn, daß meine Mutter nichts gahnt, nichts erraten hätte, und daß sie Ihnen so gut sein konnte, wie sie es ist, wenn unsere Verbindung nicht ihr Herzenswunsch wäre?“

„Das ist wahr. Ich bin ein wenig erregt und verwirrt.“

Sie schwiegen; er im stillen verwundert, daß sie nicht weit mehr erregt und so außerordentlich vernünftig war. Er hatte eine reizende Liebescene erwartet, ein Verweigern, das Gewähren heißt, ein kokettes Schächerpiel beim Krebsfang, mit dem plätschernden Wasser als Orchesterbegleitung! Und nun war alles niet- und nagelfest; zwanzig Worte, und er fühlte sich gebunden, verheiratet. Zu sagen hatten sie sich nichts mehr, denn die Sache war abgemacht, und sie fanden sich nun in einiger Verlegenheit über das, was sich so rasch zwischen ihnen ereignet; zu sprechen fand keins den Mut, mit dem Krebsen war es auch aus, und sie wußten nichts mit einander anzufangen.

Da kam Papa Rolands Stimme ihnen zu Hilfe. „Hierher, Kinder, hierher! Beaufsicht mäßt Ihr sehen — er leert das Meer aus, der Schlingel, der!“

In der That hatte der Kapitän ein fabelhaftes Glück und Geschick. Vollständig durchnäßt, durchwatete er Lämpel